



---

# Notiz über den Wert der Interdisziplinarität

Wolfgang Schluchter

Auszug aus dem Jahresbericht  
„Marsilius-Kolleg 2008/2009“



Lässt man die gegenwärtige wissenschaftspolitische Diskussion Revue passieren, so fällt auf, dass sich zwei Begriffe einer besonderen Beliebtheit erfreuen: Internationalität und Interdisziplinarität. Sie fehlen nahezu in keiner Verlautbarung, die sich wissenschaftspolitischen Fragen widmet. Man kann sie geradezu als die heute gängigsten Modeworte verstehen. Selten ist deshalb mit ihnen auch ein präziser Sinn verbunden. Dennoch ist ihre Zusammenstellung nicht unberechtigt. Ihnen gemeinsam ist das „Inter“, und damit ist angezeigt, dass es in beiden Fällen um Grenzüberschreitung geht.

## *Notiz über den Wert der Interdisziplinarität*

Wolfgang Schluchter

Grenzen überschreiten will nur, wer vor Grenzen steht. Grenzziehung ist die Voraussetzung dafür, dass das Verlangen, eine Grenze zu überschreiten, überhaupt aufkommen kann. Es gibt keine Internationalität ohne Nationalität, keine Interdisziplinarität ohne Disziplinarität. In beiden Fällen muss zunächst das Eigene definiert sein, bevor man sich auf das Andere, das Fremde, mit der Aussicht auf Gewinn beziehen kann.

Voran geht also die Definition der Grenze, und dies heißt in unserem Fall: die Definition von Disziplingrenzen. Erst dann kommt Interdisziplinarität ins Spiel. Vermutlich ist es kein Zufall: Das Bedürfnis nach Interdisziplinarität wächst in dem Maße, wie die Disziplingrenzen schärfer gezogen werden, und dies geschieht bei wachsender Spezialisierung. Disziplinäre Spezialisierung und Interdisziplinarität bedingen sich wechselseitig.

Das war nicht immer so, wie schon ein oberflächlicher Blick auf die Wissenschaftsgeschichte zeigt. Die moderne Wissenschaft ist ein Kulturprodukt des Westens, aber inzwischen aus ihrem Entstehungszusammenhang emanzipiert. Wir erinnern uns daran, was es bedeutete, als man etwa eine deutsche Physik etablieren wollte. Es gibt zwar nach wie vor kulturell und national geprägte *Wissenschaftsstile*, aber das Projekt der modernen Wissenschaft liegt in einer Entwicklungsrichtung, die *universelle* Bedeutung und Gültigkeit besitzt. Lange Zeit war das, was ein Kulturkreis unter Wissenschaft verstand, trotz Austausches keineswegs immer außerhalb seiner anerkannt. In diesem Sinne schrieb Max Weber, der die Errungenschaften der chinesischen, indischen und arabischen Wissenschaft durchaus kannte, in seiner berühmten

„Vorbemerkung“, mit der er seine *Gesammelten Aufsätze zur Religionssoziologie* im Jahre 1920 einleitete:

*„Nur im Okzident gibt es ‚Wissenschaft‘ in dem Entwicklungsstadium, welches wir heute als ‚gültig‘ anerkennen. Empirische Kenntnisse, Nachdenken über Welt- und Lebensprobleme, philosophische und auch – obwohl die Vollentwicklung einer systematischen Theologie dem hellenistisch beeinflussten Christentum eignet (Ansätze nur im Islam und bei einigen indischen Sekten) – theologische Lebensweisheit tiefster Art, Wissen und Beobachtung von außerordentlicher Sublimierung hat es auch anderwärts, vor allem: in Indien, China, Babylon, Aegypten, gegeben. Aber: der babylonischen und jeder anderen Astronomie fehlte – was ja die Entwicklung namentlich der babylonischen Sternkunde nur um so erstaunlicher macht – die mathematische Fundamentierung, die erst die Hellenen ihr gaben. Der indischen Geometrie fehlte der rationale ‚Beweis‘: wiederum ein Produkt des hellenischen Geistes, der auch die Mechanik und Physik zuerst geschaffen hat. Den nach der Seite der Beobachtung überaus entwickelten indischen Naturwissenschaften fehlte das rationale Experiment, nach antiken Ansätzen wesentlich ein Produkt der Renaissance, und das moderne Laboratorium, daher der namentlich in Indien empirisch-technisch hochentwickelten Medizin die biologische und insbesondere biochemische Grundlage. Eine rationale Chemie fehlt allen Kulturgebieten außer dem Okzident. Der hochentwickelten chinesischen Geschichtsschreibung fehlt das thukydideische Pragma. Macchiavelli hat Vorläufer in Indien. Aber aller asiatischen Staatslehre fehlen eine der aristotelischen gleichartige Systematik und die rationalen Begriffe überhaupt. Für eine rationale Rechtslehre fehlen anderwärts trotz aller Ansätze in Indien (Mimamsa-Schule), trotz umfassender Kodifikationen besonders in Vorderasien und trotz aller indischen und sonstigen Rechtsbücher, die streng juristischen Schemata und Denkformen des römischen und des daran geschulten okzidentalen Rechtes. Ein Gebilde ferner wie das kanonische Recht kennt nur der Okzident.“<sup>1</sup>*

Man muss nicht allem zustimmen, was Max Weber vor nahezu 100 Jahren formulierte. Aber die Tendenz seiner Aussage stimmt nach wie vor. Nach wie vor stimmt auch der Umkreis der Wissensgebiete, auf denen sich der wissenschaftliche Geist tummelt: Von der Medizin über die Naturwissenschaften, die

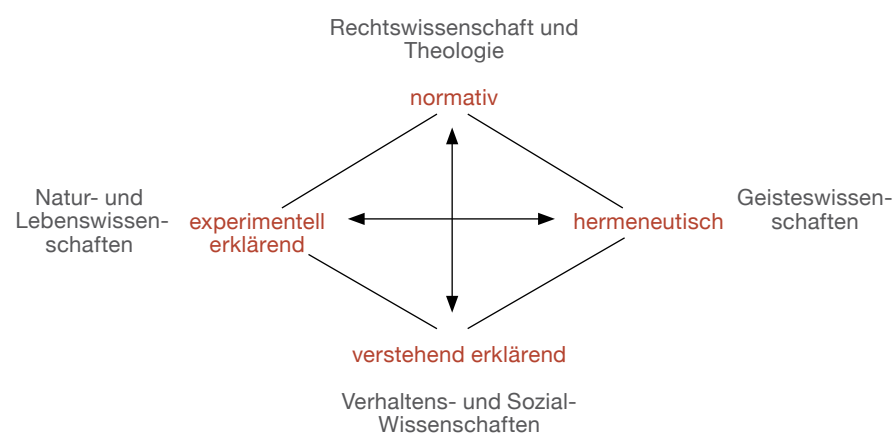
Mathematik, die Geschichts- und andere Geisteswissenschaften bis zur Sozialwissenschaft, Rechtswissenschaft und Theologie. Die Mathematisierung, der rationale Begriff, der rationale Beweis, das rationale Experiment, das Labor, all dies waren und sind Voraussetzungen für die Entwicklung des modernen wissenschaftlichen Denkens. In der Vergangenheit war all dies mit der Vorstellung von der Einheit der Wissenschaften gepaart. Man kannte zwar Differenzierung zwischen ihnen, aber das Unterschiedene stand in einer hierarchischen Ordnung. Davon kann heute nicht mehr die Rede sein. Weder die Theologie, wie in der mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Universität, noch die Philosophie, wie in der neuhumanistischen Universität, erfüllt noch die Funktion einer integrierenden Leitwissenschaft.<sup>2</sup>

Disziplinen sind kognitiv-soziale Zusammenhänge. Sie haben einen kognitiven Kern, der logische, methodische und pragmatische Gesichtspunkte miteinander verbindet, und einen sozialen, der gemeinschaftsbildend, im Sinn der Ausbildung einer Fachgemeinschaft, wirkt. Der erste Zusammenhang führt zu Wissensgrenzen, der zweite zu Handlungsgrenzen. Je konsolidierter eine Disziplin ist, desto schärfer sind diese beiden Grenzen markiert.



Man hat immer wieder versucht, Disziplinen zu Disziplinengruppen, zu Wissenschaftskulturen, zusammenzufassen. Am bekanntesten wurde vermutlich der Versuch von Charles Percy Snow, der von zwei Kulturen, den „sciences“ und den „humanities“, sprach.<sup>3</sup> Aus dem 19. Jahrhundert kennen wir die Unterscheidung zwischen Natur- und Geisteswissenschaften, die in Wilhelm Dilthey ihren vielleicht wichtigsten Methodologen hatte. Es gibt weitere Unterscheidungen, die in eine ähnliche Richtung weisen.<sup>4</sup> Aber sind sie tatsächlich geeignet, auch noch der heutigen Situation Genüge zu tun? Daran gibt es Zweifel, und diese laden zu einer wissenschaftstheoretischen Überlegung ein.

Wir können den Lauf der Wissenschaft nicht rational voraussagen. Es gibt keine wissenschaftliche Theorie, die uns verlässliche Auskunft darüber gäbe, wohin uns der wissenschaftliche Fortschritt führt. Wissenschaftliches Wissen ist methodisch kontrolliertes, aber fallibles Wissen. Jede Problemlösung schafft neue Probleme, jedes bewährte Wissen zeigt, wie groß unser Nichtwissen ist. Versuch und Irrtum, Konstruktion und Kritik, dies scheint der Weg, auf dem wir unser wissenschaftliches Wissen ständig verbessern müssen. Aber es bleibt gesichtspunktabhängiges Wissen, selektiv und partiell. Ob man normativ oder empirisch vorgeht, und wenn empirisch, ob experimentell erklärend, verstehend erklärend oder hermeneutisch, das hängt zwar auch vom Gegenstand ab, schafft aber zugleich sehr unterschiedliche Perspektiven auf diesen. Dies legt die Unterscheidung zwischen mehr als zwei Wissenschaftskulturen nahe:



Wir sprechen deshalb von vier Wissenschaftskulturen. Sie unterscheiden sich danach, worauf sie, teilweise ‚gegenstandsabhängig‘, methodisch den Akzent setzen. Doch sie sind deshalb nicht gegeneinander isoliert. Jede hat nicht nur methodische, sondern auch theoretische Elemente mit anderen gemeinsam. In welchem Maße solche Gemeinsamkeiten genutzt werden, ist ein wichtiges Indiz dafür, wie weit die Einheit der Wissenschaften gewahrt bleibt. Interdisziplinarität ist deshalb immer auch ein einheitsstiftendes Projekt.

Wir können nun drei Arten von Grenzerfahrung unterscheiden, die sich aus praktizierter Interdisziplinarität ergeben. Die erste besteht darin, dass man die meist implizit bleibenden Voraussetzungen der eigenen Disziplin durch die Konfrontation mit anderen Disziplinen zu reflektieren lernt. Dies steigert die Sensibilität für disziplinäre Beschränkung. Solches ereignet sich in jedem ernst geführten interdisziplinären Dialog. Die zweite besteht darin, dass man erkennt, wie fremdes Wissen das eigene nicht nur herausfordern, sondern auch ergänzen könnte. Hier führt der interdisziplinäre Dialog dazu, dass man das Wissen anderer Disziplinen methodisch kontrolliert in das eigene zu integrieren lernt. Die dritte Grenzerfahrung aber besteht darin, dass sich dabei auch zeigen kann, was unvereinbar ist, wo ein Paradigmenstreit vorliegt, der sich durch den interdisziplinären Dialog nicht einfach in Wohlgefallen auflöst. Damit wird man auf die Gefahren von Reduktionismus jeglicher Art aufmerksam. Alle drei Grenzerfahrungen gehen gleichsam auseinander hervor und ineinander über. Der Wert der Interdisziplinarität lässt sich deshalb in Abwandlung eines bekannten Satz so zusammenfassen: Niemand kennt seine Disziplin und seine Wissenschaftskultur, der *nur* seine Disziplin und Wissenschaftskultur kennt.

<sup>1</sup> Max Weber, *Gesammelte Aufsätze zur Religionssoziologie*, Band 1, Tübingen: J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) 1920, S. 1f.; Ferner Toby E. Huff, *The Rise of Early Modern Science. Islam, China, and the West*, Second Edition, Cambridge: Cambridge University Press 2003.

<sup>2</sup> Der Versuch von Auguste Comte, eine Hierarchie der Wissenschaften mit der Soziologie an der Spitze zu begründen, war schon zu seiner Zeit obsolet.

<sup>3</sup> Charles Percy Snow, *The two cultures and the scientific revolution: the Rede Lecture 1959*, Cambridge: Cambridge University Press 1961.

<sup>4</sup> Etwa die zwischen idiographischen und nomothetischen Wissenschaften (Wilhelm Windelband) oder zwischen Natur- und Kulturwissenschaften (Heinrich Rickert).